Der Brief

Autor(en): **Kolb, Rolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 17

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-669755

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Brief

Von Rolf Kolb

Das Jahr schenkt mitunter Tage, an denen uns die Lust zum Aufrämen überkommt. Was die Zeit an Briefen und Papieren aller Art in Schubladen und Schatullen aufgestapelt hat, zerteilt sich in den großen Haufen, der dem Feuer, so das Haus noch über einen Herd verfügt, überantwortet wird, als umfasse er jene Seelen, die gewogen und zu leicht befunden wurden, und in den Kleinen, dem eine Gnadenfrist zur Bewährung zugestanden werden muß und — in den Kleinsten, dem wir nach menschlichen Maßstäben Unsterblichkeitswerte zuerkennen und weiterhin in der Schatulle belassen.

Die moderne Zeit hat zwar Menschen geprägt, die solchen Tuns enthoben sind. Ihre Lebensart findet unter anderem darin Ausdruck, daß sie, was der Tag an Gedrucktem oder Geschriebenem ihnen ins Haus bringt, nach flüchtigem Blicke dem Papierkorb weitergeben. Sie sind der Sorge des Aufhebens ledig. Vielleicht zählen sie zu denen, die dem Glücklichsein näher stehen. Vielleicht sagt der Volksmund mit Recht: „Aus den Augen — aus den Herzen!"

Meine Einladung an jene Menschen, in dem Falle meine Geschichte nicht weiterlesen zu wollen, soll dennoch kein Werturteil sein.

Wovon ich zu reden habe, betrifft den unveräußerlichen Gewinn, den uns die Stücke schenken, die jahrelang, vielleicht Generationen lang ihr Dasein in Schubladen oder zwischen Buchdeckeln verborgen halten. Plötzlich, eben aus Anlaß eines beschaulichen Aufräumens, geraten sie ans Licht, angetan mit der Patina des Längstvergessenen. Behutsam entfalten unsere Finger ein solches Stück Papier, wie ein welk gewordenes Rosenblatt.

Und während unsere Augen die Sätze lesen, treten vor unsere Sinne die Bilder eines verschämten Lächelns, einer in der Luft hängengebliebene Frage, einer verhaltenen Anklage, einer entronnenen Gelegenheit, einer späten Aufforderung. Die Bilder rütteln versöhnend, tröstend oder auch rächend an unserm Erinnern. Das Schicksal eines Mitbruders, einer Mitschwester rückt aus lullender Vergangenheit mit einem Male hinüber zur heischenden Gegenwart. Ein Wort, ein Schrei, wächst glotzend zur beklemmenden Frage: „Und deine Schuld?" Und du liesest noch einmal und noch einmal. Und ein Wunder kommt über dich, so du das Stück weglegend in dir sagen hörst: „Ich bereue nicht, was ich getan."

Damit der Leser begreife, was ich meine, lese er selbst jenen Brief, den ich damit weitergebe als Dank an das Wesen, das ihn geschrieben, ohne mir den Namen zu nennen, und mit dem Danke an den möglichen Zufall, daß seine Augen diese Zeilen lesen mögen, mit dem Danke für die holde Erinnerung an seine zarte Seele, wenn der Tod sie schon gerufen.

14. Juli 19 . .

Sie war mählich in den Sommer ihres Lebens gekommen, ohne daß sie viel gewußt hätte vom Frühling und von der Freude des Blühens. Wohl sah sie die Pracht des gründurchsonnten jungen Buchenlaubes, fühlte das Wunder eines blütenbehangenen Zweiges und zitterte vor Glück um die Schönheit einer Blume; aber das Leid der ersten Kindheit und die Bitternis ihrer Jugendjahre wußten nichts von eigenem Blühen. Sie sah die Not im stummen Blick der leidenden Kreatur, fühlte sich eins mit allem, was Schmerzen trug und wußte viel von Angst und Not der leidgebundenen Seele. In ihren Augen lag die Trauer, wie sie junge Menschen tragen, die das Leben nicht zum Blühen kommen läßt, und doch war sie jung und liebte das Leben. So jung mit dreißig Jahren, daß der rote Mohn im Kornfeld ihr die heißen Wellen der Sehnsucht ins Herz schlug. Die Sehnsucht nach dem Glück.

Das Glück. — Sie schaute den jungen Müttern nach, wie sie unbekümmert schritten und meinte doch, die Seligkeit, ein eigenes Kind zu haben, müßte ihnen den Nacken beugen in Demut, daß sie wären, wie ein schwerbehangener Zweig mit der Fülle seiner lastenden Früchte. Sie schaute die Reinheit im Auge des Kindes und das rührende Spiel der kleinen Fingerchen und das Herz ward ihr schwer.

Warum muß ich leben Jahr für Jahr mit der großen Liebe im Herzen und habe kein Kind im Arm? — Und sie dachte: „Ich will meine Seele geben den Kindern, die keine Mütter haben. Ich will Mutter sein dem fremden Kind."

Und sie gab alles, alle Wärme und alle Güte und das Kind hing ihr an.

An einem Sommertag im Walde sah sie den, dessen Seele sie erkannte an der liebreichen Gebärde, die er hatte für ein krankes Kind, und sie meinte, es müßten brennende Lichter in ihren Augen sein, und die Freude müßte ihr das Herz zersprengen.

Und sie sah ihn noch einmal, noch zweimal und dann meinte sie — das Glück sei an ihr vorbeigegangen.

Kleine Geschichten von grossen Denkern

Arthur Schopenhauers Tierliebe ist gewiß fast populärer geworden als seine Philosophie, jedenfalls nahezu so populär wie seine Abneigung gegen die Frauen. Einmal soll er sich mit einem Mann unterhalten haben, der die Klugheit seines Hundes über alles lobte und rühmte. „Ich fürchte, Sie werden es mir nicht glauben, lieber Herr Doktor", sagte er unter anderem, „aber wenn mein Spitz reden könnte, dann würden sie staunend erkennen, daß er genau so viel weiß wie ich selbst!"

„Daran will ich gewiß nicht zweifeln, aber Sie wollten mir doch beweisen, wie klug der Hund ist!" war Schopenhauers Antwort.

*

Als der französische Philosoph und Mathematiker Descartes einst von einem Herzog zum Essen eingeladen wurde, zierte sich der Philosoph keineswegs, sondern entfaltete einen erstaunlichen Appetit und ließ keinen der vielen Leckerbissen vorübergehen, ohne ihn sachkundig versucht zu haben.

Dem Herzog blieben die gastronomischen Kenntnisse und der Heißhunger des Gastes natürlich nicht verborgen, und nach dem üppigen Mahle meinte er nicht ohne Ironie: „Das hätte ich mir wahrhaftig nie träumen lassen, daß sogar die Philosophen den leiblichen Genüssen, die doch so vergänglich sind, nicht aus dem Wege gehen und im Gegenteil einen Appetit ihr eigen nennen, wie zum Beispiel Sie, mein Freund."

Descartes lächelte leise über diese gewundenen Worte und antwortete: „Ja, haben Sie denn im Ernst geglaubt, der Schöpfer habe die guten und vergänglichen Dinge nur für die Dummköpfe geschaffen?"

Ein anderer französischer Philosoph, Charles de Montesquieu, hatte sich mit einem Gelehrten über eine wissenschaftliche Frage unterhalten. Dieser rechthaberische Gelehrte geriet nun, um seine These zu verteidigen, immer mehr ins Feuer und verstieg sich schließlich zu den Worten: „Ich verspreche Ihnen meinen Kopf, wenn sich herausstellen sollte, daß meine Ansicht falsch ist!"

Montesquieu lächelte maliziös und erwiderte: „Gut, ich nehme Ihr Angebot an — solch kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

*

Der deutsche Staatsphilosoph Hegel wurde bei einer Gesellschaft unter anderem gefragt, weshalb man eigentlich mit den Weingläsern anstoße, bevor man daraus trinke.

Und Hegel gab die folgende geistvolle Deutung: „Das kann ich Ihnen schon erklären. Im Wein liegt bekanntlich die Wahrheit — und mit der Wahrheit, das ist auch eine alte Geschichte, stößt man überall an."

*

Heute nahezu vergessen und auch nie sehr populär war der französische Philosoph d'Alembert, der mit Diderot die Enzyklopädie herausgegeben hat.

Ihm sagte einst eine respektlose Freundin, er werde bis zu seinem Tode ein weltfremder Philosoph sein und bleiben.

„Ja, aber was verstehen Sie denn überhaupt unter einem Philosophen, meine Gnädigste?" fragte d'Alembert nachsichtig.

Und die kecke Freundin antwortete: „Ein Philosoph ist ein Narr, der sich plagt so lang er lebt, damit man wenigstens nach seinem Tode noch von ihm spricht."

—ian.